

Der Archäologe und das Fremde: Zur Erkenntnisstruktur der Ur- und Frühgeschichtswissenschaft ¹⁾

Von

ULRICH VEIT, Tübingen

Zusammenfassung

Zu den Grundfragen der anthropologischen Einzelwissenschaften, denen dieser Band der MAGW gewidmet ist, gehört ohne Zweifel diejenige nach den Möglichkeiten und den Grenzen eines ‚Fremdverstehens‘. Die damit angesprochenen Probleme transzendieren die Grenzen der anthropologischen Einzeldisziplinen und bilden somit gleichzeitig eine Klammer, die die verschiedenen Menschenwissenschaften zusammenbindet. Trotz ihres fachübergreifenden Charakters muß die angedeutete Frage von jeder Einzeldisziplin – in Relation zu ihren spezifischen Quellen und vor dem Hintergrund ihrer spezifischen Methoden – für sich selbst beantwortet werden. Dies gilt auch für die Ur- und Frühgeschichtliche Archäologie, von der im folgenden Beitrag die Rede sein soll. Deren Gegenstand bildet der Mensch lange vergangener, ausschließlich oder nahezu ausschließlich archäologisch faßbarer Epochen, Zeiten also, für die uns keine oder nur spärliche Schriftquellen zur Verfügung stehen. Sie muß sich deshalb bei ihren Verständnisbemühungen ausschließlich bzw. zum weit überwiegenden Teil auf jene spärlichen materiellen Überreste stützen, die heute noch greifbar sind. Aufgrund dieser prekären Erkenntnissituation haben viele Annäherungsversuche an diesen Gegenstand in der Vergangenheit zu kurz gegriffen, entweder weil sie das Fremde leichtfertig in die Gegenwart eingemeindet haben, oder weil sie die Vergangenheit einfach als Gegenbild zu dieser konstruiert haben. Der vorliegende Beitrag reflektiert exemplarisch diese beiden Strategien des Umgangs mit dem Fremden und versucht aufzuzeigen, daß sie einander in mancher Hinsicht sehr ähnlich sind.

Summary

One of the most basic questions of anthropology concerns the general possibilities and limitations of an understanding of foreign cultures. This question clearly

¹⁾ Der vorliegende Text wendet sich insbesondere an Vertreter der Nachbarwissenschaften der Ur- und Frühgeschichtswissenschaft. Er basiert auf einem Vortrag, den ich am 9.11.1996 im Rahmen des *Tübinger Schloßkolloquiums* gehalten habe. Ich danke besonders M. K. H. Eggert, der seine Gedanken zum Thema im selben Rahmen formulierte, für wichtige Hinweise und eine kritische Durchsicht des Manuskriptes. – Wo im Text, wie bei „Archäologe“, die männliche Form gewählt wurde, ist die weibliche Form mitgedacht. Allerdings hat die Wahl der männlichen Form im Titel insofern ihre Berechtigung, als im forschungsgeschichtlichen Teil dieses Beitrags über eine Periode gehandelt wird, in der das Fach ganz wesentlich von Männern bestimmt wurde. Dabei versuche ich explizit, über die Konsequenzen dieser Situation für unser Bild der Vergangenheit nachzudenken.

transcends the limits of a single humanistic discipline and therefore binds together all those disciplines which are concerned with man. Although general in character these fundamental questions must be answered by each of the anthropological disciplines for its own and in relation to its specific evidence and methods. This also applies to (Pre- and Protohistoric) Archaeology. Its subject matter is the culture of those periods, which are only or predominantly traceable by archaeological evidence. To get an understanding of these cultures we must therefore rely solely or predominantly on the scarce material residues which are still available today. This is one of the main reasons why archaeology's attempts at an understanding of past cultures often haven't been very successful. Some of these attempts failed because they constructed the past as similar to the present, others because they constructed it simply in contrast to the present. This present paper will reflect on both strategies of coping with the foreign and will try to demonstrate that in some respect they are very similar.

„The past is a cultural construction, no different from heaven“
(Leone 1978, 30)

Vor einiger Zeit erschienen in der Wochenzeitung *Die Zeit* (Nr. 46/1996) gleichzeitig zwei kurze archäologische Beiträge. Der erste Artikel berichtete unter dem Titel „Haste Töne?“ über den Neufund eines mehrfach durchbohrten und als Flöte gedeuteten Röhrenknochens aus einer Neandertaler-Fundstelle in Slowenien. Der Autor des Artikels, Andreas Sentker, griff darin aktuelle Presseberichte auf, die den Fund zum Anlaß genommen hatten, das negative Image des Neandertalers zu revidieren: Nicht mehr als tumber Raufbold, für den man ihn lange gehalten hatte, sollte er in unserem Bewußtsein verankert sein, sondern als ein musisch veranlagter Schöngest. „Nach einem harten Tag auf der Jagd“, wußte etwa die *New York Times* zu berichten, „entspannten sich die Neandertaler in ihren Höhlen und Unterschlüpfen gerne zum Klang der Musik“. Mit der kleinen Knochenflöte hätten unsere fernen Verwandten „den Ängsten, Hoffnungen und Freuden ihres prähistorischen Lebens Ausdruck gegeben“ (Zitate nach A. Sentker, *Die Zeit* 46, 1996). Man erschrickt: Zwei kleine Löcher in einem Bärenknochen reichen aus, um das ganze Geschichtsbild einer Epoche über den Haufen zu werfen. Sentker hat sicher recht, wenn er diesen Fall als symptomatisch für modernes Wissenschaftsmarketing herausstellt: Eine Neandertaler-Flöte verkauft sich bei Sponsoren allemal besser als ein alter Bärenknochen. Daneben zeigt das Beispiel m.E. aber auch eindringlich, wie schwierig es gerade der ur- und frühgeschichtliche Archäologe hat, zu einem Verständnis unserer frühesten ‚Vorfahren‘ vorzudringen, wie groß die Kluft zwischen archäologischem Befund und historischem Verständnis ist. Dies gilt auch dann, wenn man – was ich hier als Grundlage jeder ernsthaften Forschung voraussetze – mit der notwendigen Nüchternheit ans Werk geht und nicht Einzelfunde bewertet, sondern aus der Summe der verfügbaren Indizien zu tragfähigen Schlüssen zu kommen versucht.

Ein solches Vorgehen bildet den Ausgangspunkt für den zweiten archäologischen Beitrag in der betreffenden Ausgabe von *Die Zeit*. Es handelt sich um eine Besprechung des Bandes *Göttinnendämmerung* von Brigitte Röder, Juliane Hummel und Brigitta Kunz²⁾. Die drei Autorinnen unternehmen darin den Versuch, die archäologische Quellenlage zum forschungsgeschichtlich alten Problem

²⁾ Röder – Hummel – Kunz 1996 – Besprechung von Sonja Striegl in *Die Zeit* 46, 1996.

des Matriarchats sachlich zu bilanzieren. Sie wenden sich damit gegen die große Zahl sog. Matriarchatsforscherinnen (und auch -forscher), die Intuition als Methode ausgeben und subjektive Interpretationen als Tatsachen. Sie wenden sich aber auch gegen das vorwiegend männliche Establishment eines Faches, das diesen Fragen in der Vergangenheit nicht die gebührende Aufmerksamkeit geschenkt hätte. Die Schlußbilanz des Buches bleibt – notwendigerweise – bescheiden: Die Existenz von Matriarchaten sei mit archäologischen Mitteln momentan weder zu beweisen noch zu widerlegen. „Venus bleibt rätselhaft“ resümiert deshalb die Rezensentin kurz.

Die beiden, willkürlich ausgewählten Beispiele werfen m.E. schlaglichtartig die grundsätzliche Frage auf, um die es auch in diesem Beitrag geht: In welcher Weise ist die Ur- und Frühgeschichtliche Archäologie in der Lage, die kulturelle Distanz, die zwischen ihrem Gegenstand – den Menschen schriftloser oder doch nur unzureichend durch Schriftzeugnisse erhellter vergangener Kulturen – und heute liegt, zu überbrücken. Überbrücken meint dabei nicht, Gegensätze einzuebneten, sondern sie im Gegenteil auszumessen, um dadurch ein Potential zur Distanzierung von unserer eigenen Kultur zu bekommen. Dieser Versuch, ein klassisches Motiv der Ethnologie bzw. der verstehenden Kulturwissenschaft überhaupt, gestaltet sich gerade in der Ur- und Frühgeschichtlichen Archäologie angesichts der wenigen verfügbaren Quellen – und noch mehr angesichts der besonderen Struktur dieser Quellen – als äußerst schwierig. Deshalb verwundert es nicht, daß man in weiten Bereichen unseres Faches lange Zeit historische Interpretationen gescheut und sich weitgehend auf das Beschreiben und primäre Ordnen der Quellen beschränkt hat. Dies gilt ganz besonders für die deutsche Forschung, wo dieser Rückzug ins Antiquarische auch als Reaktion auf zu weit getriebene Interpretationen in der Vergangenheit, speziell in der jüngeren Vergangenheit, konkret im Dritten Reich, verstanden werden muß (dazu Narr 1990).

Rückblickend betrachtet, hat man damit allerdings die Anerkennung unseres Faches als ernstzunehmende Wissenschaft im Kreise der Kulturwissenschaften letztlich mehr behindert als befördert. Wissenschaft und Gesellschaft fordern von uns mit Recht Interpretationen unserer Quellen, und wir dürfen das Entwerfen historischer Lebensbilder nicht der populärwissenschaftlichen Literatur überlassen.³⁾ Um jedoch zu gesicherten Interpretationen zu kommen, müssen wir uns über das grundsätzliche Potential unserer Quellen klarwerden, und das ist bislang leider nur in unzureichendem Maße geschehen. Altertumswissenschaftler und Alt-historiker weisen regelmäßig darauf hin, daß die Aussagefähigkeit und damit unser Verständnis der für ihr Arbeitsgebiet vorliegenden Schriftquellen in vielfacher Weise begrenzt ist (z. B. Finley 1987, 16 ff.; Veyne 1990). Das tröstet den ur- und frühgeschichtlichen Archäologen, für dessen Arbeitsgebiet schriftliche Quellen vollständig oder zumindest nahezu vollständig fehlen, nur wenig. Aber diese Situation hat zumindest einen Vorteil. Sie zwingt uns dazu, uns mehr als etwa die Klassische Archäologie oder andere historische Archäologien systematisch über das Aussagepotential unserer Quellen, die ‚Überreste‘ im Sinne Johann Gustav Droysens (1857/1977), Gedanken zu machen. Die zentrale Frage lautet dabei: Wie kann es uns gelingen, ohne mündlichen oder schriftlichen Kommentar zu einem

³⁾ Die teilweise durchaus berechtigte Unzufriedenheit der Öffentlichkeit mit dem Fach formulierte der Journalist K. Polatschek (Ötzi, unser aller Urahn. Die Zeit 33/1992, 60) polemisch folgendermaßen: „Wenn es wahr ist (wie der Volksmund behauptet), daß jeder Bauer mit der Zeit so wird wie seine Kartoffeln, ein jeder Herr wie sein Hund und jeder Wissenschaftler wie sein Fachgebiet, dann steht die Vor- und Urgeschichtsforschung tatsächlich unter einem schlechten Stern. Das Wesen des Archäologen nämlich ist die Ruhe, innen und außen. Das Licht der Scheinwerfer scheut er, seinen größten Feinden, den Grabräubern, nicht unähnlich.“

Verständnis der Motivationen zu kommen, die zur Entstehung der archäologisch dokumentierbaren Relikte lange vergangener Epochen geführt haben? Ist Fremdverstehen unter solchen Bedingungen überhaupt möglich?⁴⁾

Wie schon das einleitend präsentierte Beispiel zeigt, schwanken unsere Interpretationen archäologischer Funde häufig merkwürdig zwischen zwei Polen, nämlich zwischen der ‚Eingemeindung‘ des Fremden in das Symboluniversum der eigenen Kultur auf der einen Seite und dessen ‚Exotisierung‘, d.h. der Darstellung der untersuchten Kulturen als den Prinzipien der eigenen Kultur diametral entgegengesetzt, auf der anderen Seite. So wird etwa in unseren Deutungsansätzen der bäuerlichen Gesellschaften Europas aus vorrömischer Zeit oft implizit oder explizit ein direkter Bezug dieser Kulturen zur bäuerlichen Kultur des vorindustriellen Zeitalters vorausgesetzt. Jungsteinzeitliche Langhäuser erscheinen uns – vereinfacht formuliert – als mehr oder weniger direkte Vorläufer des Schwarzwälder Bauernhauses und vor dem Hintergrund unseres Wissens über die jüngere Vergangenheit problemlos rekonstruierbar. Andererseits exotisieren wir aber dieselben Kulturen, wenn wir beispielsweise bestimmte Befunde, wie das Auftreten isolierter menschlicher Skelettreste in Siedlungszusammenhang als Hinweis auf „barbarische Opferpraktiken“ oder gar „Kannibalismus“ ansehen und dabei wissentlich oder unwissentlich alternative, z.T. näherliegende Verständnisansätze unberücksichtigt lassen (Veit 1996). Deshalb erscheint unser Bild der Vergangenheit häufig merkwürdig zwiespältig.

Ich möchte im folgenden kurz diese beiden Strategien des Umgangs mit dem Fremden an je einem Beispiel erläutern und versuchen, einen möglichen Ausweg aufzuzeigen. Aus Platzgründen beschränke ich mich bei meinen Beispielen auf Einzelobjekte bzw. Einzelbeobachtungen. Ich bewege mich also bewußt im ‚atomaren‘ Bereich unseres Faches; ich bin aber davon überzeugt, daß die aufgezeigten Probleme im Hinblick auf umfassendere Fragestellungen prinzipiell die gleichen sind.

„Dick und feminin“: Die „Venus“ von Willendorf

Im Rahmen einer ausgedehnten Grabung der Prähistorischen Sammlung des k.k. Naturhistorischen Hofmuseums in Wien an der jungpaläolithischen Fundstelle Willendorf in der Wachau (Niederösterreich)⁵⁾ wurde am 7. August 1908 eine kleine anthropomorphe Statuette gefunden. Diese wird von Josef Szombathy (1910, [7]. – s. auch Menghin 1936; Eppel 1950), einem der drei Finder,⁶⁾ wie folgt beschrieben: „Es ist ein 11 cm hohes Figürchen aus oolithischem, feinporösem Kalkstein, vollkommen erhalten, mit unregelmäßig verteilten Resten einer roten Bemalung. Es stellt eine überreife, dicke Frau dar, mit großen Brüsten, ansehnlichem Spitzbauch, vollen Hüften und Oberschenkeln, aber ohne eigentliche Steatopygie (Fettsteißbildung). . . . Die Genitalien sind stark ausgeformt, die Rückseite ist anatomisch richtig, mit mehreren naturwahren Details ausgestaltet. . . . Das Kopfhaar ist durch eine Anzahl in konzentrischen Kreisen um den größten

⁴⁾ Ich setze im folgenden voraus, daß es so etwas wie ein Fremdverstehen in den Geistes- bzw. Kulturwissenschaften gibt, und beschränke mich auf die Frage, wie sich die Prinzipien eines „verstehenden“ Ansatzes in der Ur- und Frühgeschichtlichen Archäologie umsetzen lassen. Zum Problem des „Verstehens“ allgemein siehe Schaeffler (1974). Fragen einer „historischen Hermeneutik“ diskutieren zusammenfassend etwa Faber (1978, 109 ff.) und Goertz (1995, 105 ff.) Mit der Frage nach dem Verhältnis von Verstehen und Erklären habe ich mich an anderer Stelle ausführlicher beschäftigt (Veit Ms.)

⁵⁾ Genauer gesagt handelte sich um die sog. „Fundstelle II“ von Willendorf.

⁶⁾ Diese sollen sich jedoch, so ist überliefert, zum Zeitpunkt des Fundes in einem nahegelegenen Gasthaus aufgehalten haben.

Teil des Kopfes gelegte Wülste ausgedrückt, das Gesicht absolut vernachlässigt. . . . Die Arme sind reduziert, die Unterarme und Hände nur in flachen, über die Brüste gelegten Reliefstreifen ausgedrückt. Die Knie sind sehr wohl ausgebildet, die Unterschenkel zwar mit Waden versehen, aber stark verkürzt, die Vorderfüße ganz weggelassen. Von Bekleidung oder Schmuck ist an der Figur nichts angedeutet, als an jedem Unterarme ein grobzackiger Handgelenkring.“

Lagerung, naturwissenschaftliche Analysen und Befunde geben der Figur ein Alter von etwa 25.000 Jahren und stellen sie damit in die Epoche des Jungpaläolithikums. Hergestellt wurde sie im Rahmen einer Gesellschaft, die wir phaseologisch der Stufe des entwickelten Jägertums zuordnen können. Wir kennen die von Klingen dominierte Silexindustrie dieser Gesellschaft – wir sprechen vom Gravettien – und haben auch gewisse Hinweise auf ihren Speisezettel, der durch die klimatischen Bedingungen – wir befinden uns inmitten der letzten Kaltzeit – mitbestimmt war.

Das Objekt steht nicht allein, sondern läßt sich in eine Reihe mehr oder minder ähnlich aussehender Stücke stellen, denen man schon im 19. Jahrhundert – in Anlehnung an antike Frauendarstellungen – die Bezeichnung „Venus“ gegeben hat.⁷⁾ Gemeinsam ist den formal der Willendorferin näherstehenden Stücken die besondere Betonung der, wie Karl Josef Narr (1966, 318) es einmal formuliert hat, „Zonen des Gebärens und Ernährens“, während die Ausarbeitung des Gesichtes wie auch der Extremitäten in der Regel vernachlässigt wurde. Außerdem scheint es sich bei den dargestellten Personen zumeist um „reife“ Frauen zu handeln, weshalb man verschiedentlich an Mütter gedacht hat.⁸⁾ Über den konkreten Fundkontext der Statuetten läßt sich, abgesehen von wenigen gut dokumentierten Befunden⁹⁾, nicht viel sagen. Festzustehen scheint lediglich, daß diese Form von Kunstwerken vornehmlich – aber nicht ausschließlich – im Zusammenhang mit Wohnstätten auftaucht.

Welche Möglichkeiten haben wir aber, um zu einem Verständnis der Motive der Schöpfer dieser Frauenfigürchen vom Typus der Willendorferin zu gelangen? Welchem Zweck dienten sie bzw. welche Vorstellungen drückten sie für den Zeitgenossen aus? Die spontane, emotionale Faszination des modernen Betrachters angesichts der Unmittelbarkeit, mit der wir hier mit einer lange vergangenen Welt konfrontiert werden, weicht sehr schnell einer Resignation angesichts der Schwierigkeiten, zu konkreten Aussagen im Bezug auf die Deutung dieser Objekte zu gelangen. Nur schwer gelingt es dem in den Vorstellungen des 20. Jahrhunderts verhafteten Forscher, einen adäquaten Zugang zu diesen Objekten zu finden, der über die Zuordnung der Funde unter so nichtssagende Kategorien wie ‚Kunst‘ oder ‚Fruchtbarkeitskult‘ hinausgeht.

Dies läßt sich besonders deutlich an den frühen Interpretationen aufzeigen. Aufschlußreich sind bereits die Assoziationen, die Hugo Obermaier, neben Josef Szombathy und Josef Bayer der Dritte der beteiligten Wissenschaftler, am Tage der

⁷⁾ Der Marquis de Vibraye, der 1864 bei seinen Ausgrabungen in der Höhle von Laugerie-Basse die Darstellung einer nackten Frau aus Elfenbein entdeckte, taufte diese „*vénus impudique*“ („unzüchtige Venus“) (Röder – Hummel – Kunz 1996, 196) – Ausdrücklich verwiesen sei nur auf die Statuetten von Lespuge (Haute Garonne) und Unterwisternitz (= Dolni Vestonice, Mähren), die die engsten Parallelen zur Venus I von Willendorf darstellen. Frauengestalten desselben Typs sind außer als Kleinplastiken auch auf den Reliefs von Laussel (Dordogne) dargestellt. – Siehe u.a. Hančar (1939/40), Delporte (1979).

⁸⁾ Siehe auch Gauer (Ms) – Dem Verf. möchte ich an dieser Stelle für die freundliche Überlassung dieses Textes danken.

⁹⁾ Dazu gehören die später von J. Bayer (1930) gefundene, grob gearbeitete, sog. Venus II von Willendorf sowie einige jüngere Befunde. – Siehe auch Röder – Hummel – Kunz (1996) mit weiteren Literaturangaben.

Bergung in seinem Tagebuch notierte, und zwar vor allem deshalb, weil sie nicht für eine Veröffentlichung vorgesehen waren und dadurch einer ‚Selbstzensur‘ entgingen.¹⁰⁾ Obermaier beschreibt seinen Fund folgendermaßen: „. . . schematisch-degenerierte Figur, die eine hohe vorbildliche Schule repräsentiert (à la Tanagra!). kein Geist, nur dick und feminin. // Wohlstand, Fruchtbarkeit // cfr. heutige, faule Jüdinnen . . . (zitiert n. Felgenhauer 1956/59, 11 Anm. 21). Gerade dieser letzte Vergleich ist – zumal für einen studierten Theologen – nicht sehr schmeichelhaft, wengleich wohl symptomatisch für das soziale Umfeld, in dem sich Obermaier bewegte.

Aber auch in den wenig später publizierten Äußerungen von Moritz Hoernes, einem der Altmeister der europäischen Urgeschichtsforschung, zur Willendorferin kommt noch etwas von der Erschütterung des damals weit verbreiteten evolutionistisch-ethnozentrischen Denkens zum Ausdruck, das den vermeintlich so ‚primitiven‘ Menschen des Paläolithikums derartige Leistungen nicht zutraute.¹¹⁾ Er schreibt: „Was sich Künstler und Publikum bei diesen Werken gedacht haben mögen, wird immer dahingestellt bleiben müssen; aber in wörtlicher Übersetzung lauten sie nicht anders als etwa: ‚Weib, o Weib! Fettes Weib! Schönes Weib! Bison, großer Bison! Starker Bison!‘ usw. Das mag, wie in primitiver Lyrik, stark und tief gefühlt worden sein, aber es ist künstlerisch bettelarm, und darum nennen wir diese Kunst borniert und monoton; denn mit dem höchsten Grad formeller Vollendung erreicht sie zugleich den tiefsten Stand hoffnungsloser Unfruchtbarkeit“ (Hoernes 1925, 124). Die Borniertheit – diese Bemerkung sei mir gestattet – scheint in diesem Falle eher auf der Seite des Forschers gelegen zu haben, dem die Distanzierung von den Wertvorstellungen der eigenen Kultur bzw. der eigenen sozialen Schicht nicht gelingt. So spiegelt sich in dieser Stellungnahme sehr gut die allgemeine gesellschaftliche Stimmung des Wien der Jahrhundertwende, der Zeit der Wiener *Décadence*. Die in Hoernes’ Ausführungen deutlich werdende Abgrenzung der eigenen, bürgerlichen Kultur von derjenigen des Paläolithikums korrespondiert dabei in gewisser Weise mit der zeitgenössischen Abgrenzung des Bürgertums gegenüber den „kulturfeindlichen Massen“, deren angeblicher Primitivität, Triebhaftigkeit und Irrationalität, der die eigene Kultiviertheit, Rationalität und Einzigartigkeit gegenübergestellt wird (Erdheim 1982, 111).

Dies zeigt sich auch an der Reaktion der Wiener Forscher auf die ungenierte Darbietung der Weiblichkeit, wie sie uns in der Willendorfer Figur entgegentritt. Um nochmals Hoernes (in Szombathy 1910, [8]) zu zitieren: „Die kleine Kalksteinfigur zeugt zugleich von so scharfer, ja grausamer Beobachtung der nackten Menschengestalt, daß man schließen darf, die Originale solcher Darstellungen seien einst, wenigstens zur Sommerszeit, ganz oder größtenteils unbekleidet gegangen, was doch nicht auf eine Kälteperiode, sondern auf eine verhältnismäßig warme Zeit hinweist“. Primär ging es ihm hier aber weniger um ökologische Probleme, als um die Tatsache der Nacktheit an sich, als ein Kennzeichen für die Primitivität und allgemeine Sittenlosigkeit der Paläolithikerinnen. Deutlicher bringen dies parallele Versuche einer Deutung der „Venusstatuetten“ als Hinweis auf einen „paläolithischen Sexualismus“ zum Ausdruck.¹²⁾ Moderne Triebbeherrschung wird der paläolithischen Triebbestimmtheit, die Zivilisation der Wildheit gegenübergestellt.

¹⁰⁾ Man kennt dasselbe Phänomen ja auch aus der Ethnologie, etwa bei Bronislaw Malinowski oder Margaret Mead.

¹¹⁾ Es handelt sich dabei um ganz ähnliche Diskussionen, wie sie schon etwas früher in Frankreich über die Echtheit der paläolithischen Höhlenmalereien geführt worden waren; siehe z.B. Kühn (1954, bes. 113 f.)

¹²⁾ Kritik schon bei Menghin (1931, 148).

Es wäre sicher interessant, die verschiedenen Deutungen einmal im Hinblick auf Spiegelungen von in der damaligen Gesellschaft wirksamen Mechanismen einer „gesellschaftlichen Produktion von Unbewußtheit“ im Sinne von Mario Erdheim (1982) zu untersuchen. Dadurch ließen sich viele der uns heute oft unverständlich erscheinenden Deutungsversuche dieser Zeit besser verstehen. Es ist in diesem Zusammenhang vielleicht nicht ganz uninteressant, daran zu erinnern, daß sich im Wien der Jahrhundertwende ein gewisser Sigmund Freud daranmachte, durch seine Entdeckung des „Unterbewußten“ unser Menschenbild zu revolutionieren.

André Leroi-Gourhan (1981, 137 f.), einer der besten Kenner der paläolithischen Kunst unseres Jahrhunderts, hatte sicher recht, als er rückblickend die frühe Fachdiskussion folgendermaßen bilanzierte: „Zuweilen hat man den Eindruck, daß manchen Forschern, die ansonsten doch sehr ernsthaft arbeiten, der kritische Sinn abhanden gekommen ist. Schon die Bezeichnung Venus, die man [den Frauenstatuetten] beigelegt hat, ist symptomatisch, und liest man die Abhandlungen über die Formen der steatopygen Aurignacien-Venus und der zerbrechlicheren *Vénus impudique* von Laugerie-Basse, sieht man sich an, welche Argumente die Anthropologen gewälzt haben, um die jeweiligen Vorzüge der Venus von Lespuge und der Hottentotten-Venus miteinander zu vergleichen, betrachtet man all das, was über trüchtige Stuten und ‚Weibchen, die von brünstigen Männchen gedeckt werden‘ geschrieben wurde, und zwar von Autoren, die durchaus nicht sämtlich Laien waren, so trauert man doch gelegentlich jenen Zeiten nach, da die Solutréen-Menschen mit verdeckten Symbolen eine biologische Realität zum Ausdruck brachten, über die sie ohne Zweifel sehr normale Vorstellungen hegten.“ Insofern zeigt sich hier genau das, was wir auch aus anderen Kulturwissenschaften kennen: Der Blick auf das Fremde verweist uns auch in der Ur- und Frühgeschichte in erster Linie auf uns selbst. Wollen wir dieser Gefahr begegnen, so haben wir nur die Möglichkeit, die wenigen archäologischen Fakten mit Beobachtungen an rezentem ethnographischem Material zu verknüpfen und so im Analogieschluß zu einer Interpretation zu kommen.

Allerdings bleibt für das Verständnis der Plastiken von der Art der Willendorferin auch bei Heranziehung ethnographischer Vergleiche, wie wir sie für den vorliegenden Fall insbesondere in Nordostasien und Nordamerika finden, eine beträchtliche Spannweite. Das Spektrum möglicher Deutungen reicht vom „Fruchtbarkeitsidol“ über die „Muttergottheit“ bis zur „Herrin der Tiere und der Jagd“. Auch an eine „Schützerin der Wohnung“ oder die „Stammutter“ einer bestimmten Gruppe mag aufgrund des Befundes gedacht werden (Narr 1955, 542 ff.; 1959, 256 ff.; 1966, 317 ff.). Indessen scheint ein Vergleich der Venusstatuetten mit der „Magna Mater“ altorientalischer Hochkulturen, wie ihn die ältere Forschung mitunter postulierte (Menghin 1936), fragwürdig, solange sich kein genetischer Zusammenhang zwischen beiden Erscheinungen wahrscheinlich machen läßt (Narr 1955, 542 f.). Als phaseologisch befriedigendere Parallelen bewertet Narr weibliche Kleinplastiken bei sibirischen Völkern, Ahnen- und Schutzgeistfigürchen, denen auch ‚jagdmagische‘ Funktionen eigen sind. Allerdings ist bei solch weitgespannten historischen Verknüpfungen Vorsicht geboten, da trotz formaler Übereinstimmung oder Ähnlichkeit nicht grundsätzlich auf einen gemeinsamen Hintergrund geschlossen werden kann. Einzelne Kulturererscheinungen können nicht losgelöst von ihrem soziokulturellen Kontext gesehen werden. Insgesamt müssen wir uns – und dies gilt ganz allgemein in der Ur- und Frühgeschichtlichen Archäologie – mit einer ungefähren und schemenhaften Vorstellung begnügen, ohne ganz konkrete Bedeutungen und Funktionen erfassen und behaupten zu können (Narr 1966, 319).

„Professionell und kaltschnäuzig“:
Die Bestatter des „Fürsten“ von Hochdorf

Ich möchte diese Erörterungen hier abschließen und zu einem zweiten Beispiel kommen, das exemplarisch die alternative Strategie des Umgangs mit der Vergangenheit zeigt: die ‚Eingemeindung‘ des Vergangenen in die Gegenwart. In den 70er Jahren wurde das sog. ‚Fürstengrab‘ von Hochdorf, Kr. Ludwigsburg, von der baden-württembergischen Bodendenkmalpflege vollständig ausgegraben und in langjähriger Arbeit aufwendig restauriert. Die leider nicht mehr erhaltene hölzerne Grabkammer lag geschützt unter einem mit einer Steinpackung verstärkten mächtigen Grabhügel. Sie enthielt neben den Resten eines etwa 40–50jährigen, hochgewachsenen und in voller Tracht bestatteten männlichen Individuums zahlreiche qualitätvolle Beigaben, so eine einzigartige bronzene Kline, den berühmten Löwenkessel, weiteres Bronzegergeschirr, goldbeschlagene Trinkhörner und nicht zuletzt die Reste eines hölzernen Wagens mit reicher Metallverkleidung. Diese Funde, die heute im Württembergischen Landesmuseum in Stuttgart zu besichtigen sind, datieren die Grablege in die zweite Hälfte des 6. Jh. v. Chr. (Biel 1982; 1985a; 1985 b; Pauli 1988/89; Krauß 1996).

Ich habe vor einigen Jahren die Aufmerksamkeit auf ein Detail des Befundes zu lenken versucht, dessen Deutung m.E. die Problematik des Fremdverstehens in der Ur- und Frühgeschichtlichen Archäologie exemplarisch beleuchten kann (Veit 1988). Gemeint sind die einst auf die Schuhe des Toten aufgenäht gewesenen Goldbleche. Aus ihrer asymmetrischen Form läßt sich ablesen, daß es sich um die für diese Zeit typischen, auch auf bildlichen Darstellungen überlieferten Schnabelschuhe gehandelt haben muß. Der Ausgräber Jörg Biel machte nun allerdings die interessante Beobachtung, daß beim Aufnähen dieser Bleche auf die wohl ledernen Schuhe offensichtlich rechts und links verwechselt worden waren, d.h. der rechte Schuhspitzenbelag saß auf dem linken Schuh und umgekehrt. Als Erklärung dieses merkwürdigen Befundes hat Biel eine Unachtsamkeit beim hastig ausgeführten Begräbnis erwogen. Allerdings fanden sich die Goldbleche im Grabbefund nicht nur am jeweils falschen Fuß. Zusätzlich waren die zur Befestigung am Schuh benötigten Löcher der hauchdünnen Bleche ausgerissen. Dies könnte darauf hinweisen, daß nicht nur die Goldbleche, sondern die Schuhe insgesamt – von denen sich außer den Goldbändern keinerlei Reste erhalten haben – vertauscht worden sind. Die Beschädigungen wären dann beim Versuch entstanden, den Schuh dem jeweils falschen Fuß überzuziehen, was unweigerlich zu besonderen Belastungen der Nähte führen mußte.

Aber was könnte die Ursache für eine solche Handlung sein? Der Ausgräber geht, wie bereits angedeutet, davon aus, daß hier eine Fehlleistung im Rahmen des Bestattungsrituals vorliegt und keine Absicht. Er begründet dies mit der angeblichen „professionellen Kaltschnäuzigkeit“ des Bestatters und sieht darin „ein ähnlich pietätloses Vorgehen, wie es sich auch heute noch hinter den Kulissen mancher Bestattungsunternehmer abspielt“ (Biel 1985, 82; 1982, 78). Biel unterstellt damit, daß in der Hallstattzeit ganz ähnliche Mechanismen wirksam waren, wie sie in der modernen Warengesellschaft zu beobachten sind. Er nimmt dem auch für ihn zunächst überraschenden Befund so das Befremdende bzw. Irritierende, d.h. er rationalisiert ihn für den modernen Beobachter: Wer von uns ist nicht schon irgendwann einmal übers Ohr gehauen worden, und lassen sich nicht gerade mit dem Tod besonders gute Geschäfte machen?¹³⁾

¹³⁾ Eine ähnlich gegenwartsorientierte Deutung gibt Biel (1993, 44) für den hölzernen Wagen mit reichen Metallbeschlägen. Er setzt dieses Ausstattungsmerkmal explizit mit dem S-Klasse-Gefährt in der Garage begüterter Zeitgenossen gleich. Der Unterschied zwischen der Hallstattzeit und heute wird

Es stellt sich allerdings die Frage, ob ein solches Vorgehen zulässig ist. Dürfen wir davon ausgehen, daß es sich bei der Vertauschung um ein Versehen handelte? Ich denke, daß dieser Schluß nicht zwingend ist und habe deshalb angeregt, einmal darüber nachzudenken, ob die Vertauschung der Schuhe vielleicht absichtlich vorgenommen wurde. Den Ansatzpunkt für eine solche Interpretation bildet das in der ethnographischen Überlieferung geläufige Phänomen der „verkehrten Welt“. Für dieses Motiv, das die Umkehrung aller geltenden Zustände in rituellen Zusammenhängen bezeichnet, finden wir in dieser oder jener Form in fast allen Regionen der Welt Belege (Weinkopf 1928).

Besonders interessant in unserer Hinsicht sind solche Belege, die im Zusammenhang mit dem Totenkult und den Trauersitten stehen (Stubbe 1985, 138 ff.). So gibt es ethnographische Hinweise aus ganz verschiedenen Kulturen, die zeigen, daß das Jenseits als ein Spiegelbild des Diesseits gedacht wird und deshalb folgerichtig die Toten alles umgekehrt machen wie die Lebenden. Für die Bewohner der mittleren Celebes-Inseln in Indonesien bedeutet dies z.B., daß die Toten – anders als die Lebenden – vorwiegend die linke Hand benutzen. Dementsprechend werden die Beigaben im Grabe – Nahrung und Geräte – so plaziert, daß der oder die Tote sie mit der Linken greifen kann (ebd.).

Ähnliches wird von den Beltiren berichtet, einem altaischen Stamm, der der Gruppe der Chakassen zugerechnet wird. Diese legten den Toten die Schnapsflasche in die Linke, weil – wie sie sagen – „die linke Hand in der anderen Welt die rechte ist“. Im letztgenannten Beispiel lassen sich an die ethnographischen Beobachtungen gleich auch archäologische Befunde anschließen. So sollen die alten Gräberfunde der betreffenden Region Vergleichbares erkennen lassen: Obwohl es bei diesen Völkern üblich gewesen sei, die Waffe auf der linken Seite zu tragen, fände sich Schwert bzw. Dolch in den Gräbern so regelmäßig auf der rechten Seite, daß im abweichenden Falle davon ausgegangen werden müsse, daß der Verstorbene linkshändig gewesen sei (Harva 1938, 347 f.).

So verlockend es auf den ersten Blick erscheinen mag, dieses Beispiel auf unseren Befund zu übertragen, so gilt es doch die Probleme im Auge zu behalten, die einem solchen Versuch entgegenstehen. Während es sich nämlich im zuletzt genannten Fall um eine zumindest regional ‚gebundene‘ Parallelisierung handelt, würde eine Übertragung auf den Hochdorfer Befund eine klassische Ferninterpretation im Sinne Fritz Graebners bedeuten (Graebner 1911, 62 ff.). Allerdings handelt es sich bei der hier diskutierten Praktik nicht um eine Einzelercheinung, sondern ganz offensichtlich um den spezifischen Ausdruck einer sehr viel weiter verbreiteten Vorstellung. Wir sind hier offenbar auf den materiellen Niederschlag eines allgemeineren Ordnungsschemas gestoßen, das eine Unterscheidung zwischen Lebenden und Toten trifft, indem es beiden Gruppen ihren spezifischen Ort im sozialen Kosmos der entsprechenden Gruppe zuweist (dazu allg. Leach 1978). Die vorgeführten Beispiele verwiesen demnach auf eine ihnen zugrunde liegende Tiefenstruktur, nämlich eine allgemeine Logik ritueller Handlungen, in deren Zentrum das Prinzip der Umkehrung steht.

Was bedeutet das für unsere Fragestellung? Wir können der akzidentiellen Deutung des vorgestellten Befundes durch den Ausgräber eine strukturelle Deutung gegenüberstellen. Leider ist eine Entscheidung zwischen beiden Alternativen im vorliegenden Falle dadurch beeinträchtigt, daß wir bislang zu wenige

also darauf reduziert, daß es heute mehr Menschen möglich ist, sich ein eigenes Gefährt zu leisten, als damals. Wie weit sind wir doch in 2500 Jahren gekommen! Ein entscheidender Unterschied wird dabei allerdings übersehen: Es ist heute nicht üblich, Fahrer von Autos der gehobenen Preisklasse zusammen mit ihrem Gefährt zu bestatten. Ein Verständnis der hallstattzeitlichen Bestattungspraktiken setzt deshalb voraus, daß dieser Unterschied erklärt wird.

gut beobachtete Gräber kennen, die im Hinblick auf die aufgezeigte Problemstellung auswertbar wären. Wir wissen also nicht, ob in gleichzeitigen Gräbern ähnliche Vertauschungen vorkommen (dazu ausführlicher Veit 1988). Insofern ist nicht mit letzter Sicherheit auszuschließen, daß es sich nicht doch um eine unabsichtliche Vertauschung der Schuhe gehandelt hat. Dennoch scheint mir die grundsätzliche Alternative für das Fach klar: Wir können uns bei unseren Versuchen, archäologische Beobachtungen zu deuten, nicht auf Erklärungen verlassen, die den ‚gesunden Menschenverstand‘ als Maßstab ausgeben, in Wirklichkeit jedoch nur die Voreingenommenheiten der Gegenwart bzw. der eigenen Kultur verabsolutieren.¹⁴⁾ Unsere Deutungen archäologischer Funde und Befunde müssen vielmehr in Rechnung stellen, daß die Menschen in der Vergangenheit Dinge getan haben, die uns aus unserer heutigen Sicht höchst irrational erscheinen. Ein Ethnologe erfährt solche Situationen als sog. ‚Kulturschock‘ in einer ganz existentiellen Weise. Wenn er sich in einer fremden Gesellschaft ‚falsch‘ verhält, wird ihm dies durch die Reaktionen der Gruppe, in der er lebt, in vielen Fällen direkt oder zumindest indirekt angezeigt werden. Er hat dadurch die Möglichkeit, die kulturellen Regeln der betreffenden Gruppe, ähnlich wie ein Kind, zu erlernen und entsprechend auch seine wissenschaftlichen Einsichten fortzuentwickeln. Dem Archäologen fehlt dieses Korrektiv. Seine stummen Reste leisten falschen Interpretationen keinen oder zumindest sehr viel weniger Widerstand.

Allerdings wäre es m.E. verfehlt, deshalb in einen extremen Relativismus zu verfallen und jede Möglichkeit einer rationalen Annäherung abzustreiten und die nüchterne Analyse einer Form von ‚Einführung‘ zu opfern. Eine ‚Paläopsychologie‘ auf der Basis eines sympathetischen Verstehens im Sinne Leopold von Rankes¹⁵⁾, wie sie in manchen jüngeren archäologischen Arbeiten anklingt¹⁶⁾, hilft uns nicht weiter. Vielmehr sollten wir die Masse der Informationen aus potentiell ähnlich strukturierten, nichtindustriellen Gesellschaften nutzen, um strukturelle Gemeinsamkeiten herauszuarbeiten, die uns eine zumindest ansatzweise Deutung unserer Befunde erlauben.¹⁷⁾

Schluß

Die Begegnung mit dem Fremden in der Ur- und Frühgeschichtlichen Archäologie ist jeweils eine vermittelte. Die Struktur der von der Ur- und Frühgeschichtlichen Archäologie untersuchten Kulturen erschließt sich uns – so hoffe ich wenigstens plausibel gemacht zu haben – nur auf dem Umweg über besser dokumentierte ethnographische bzw. historische Kontexte. Wir führen also einen Dialog mit modernen fremden Gesellschaften über die Gesellschaften, mit denen wir direkt nicht mehr kommunizieren können. Erst diese grundsätzliche Ausein-

¹⁴⁾ Solche Art der Vergangenheitszerstörung hat durchaus Konjunktur und scheint zumindest teilweise für das gesteigerte Interesse an der Archäologie verantwortlich zu sein. So stellt etwa Salvatore Settis (1986, 447) fest: „Es gibt aber auch eine subtilere und alltäglichere Art die Vergangenheit zu negieren: man gleicht sie der Gegenwart an. Der Vorteil ist, daß man ihr damit all ihre Verschiedenheit austreibt; man macht sie zu einem Ort der Unterhaltung, zu einem Ziel von Touristen- und Schulausflügen – das Allergrößte ist dann, das schon Bekannte wiederzufinden. Angesichts des so sehr betonten und proklamierten ‚Erfolgs‘ des Altertums (und insbesondere der Archäologie) in diesen Jahren ist das erste Problem: bedeutet dieser nunmehr ständige *Konsum* der Vergangenheit, sie kennenzulernen, oder sie zu annullieren?“

¹⁵⁾ Siehe etwa Goertz (1995, 107 ff.) – Zum Konzept „Einführung“ siehe auch Kramer (1995).

¹⁶⁾ So in den Arbeiten von Ian Hodder (z.B. 1990); zu dessen Position kritisch Yengoyan (1985).

¹⁷⁾ Was Georg Elwert (1989, 150 f.) für die Geschichtswissenschaft formuliert, gilt m.E. genauso – wenn nicht noch mehr – für die Ur- und Frühgeschichtliche Archäologie: „So sehr uns allen der relativistische oder historische Zweifel heilig ist, so sehr hat aber unser praktisches Arbeiten eine Basis, die erst einmal universalisierend ist.“

andersetzung mit dem Fremden verschafft uns die notwendige Distanz zu unserem eigentlichen Gegenstand und bietet uns zugleich Ansatzpunkte zu einer differenzierteren Deutung unserer Quellen.

Ethnographische und historische Vergleiche wirken dabei, setzt man sie reflexiv ein – um ein Bild aus der Technik zu gebrauchen –, sozusagen gleichzeitig als Filter und als Verstärker für die schwachen Resonanzen, die von unseren Quellen aufgrund unseres an sie herangetragenen Fragens ausgehen. Sie filtern einerseits einseitige, ethnozentrische Sichtweisen, und sie verstärken andererseits die Signale. Als ‚Verstärker‘ wirken ethnographische Vergleiche jedoch keineswegs neutral, sondern wir müssen davon ausgehen, daß sie die historische ‚Botschaft‘ mehr oder minder verzerren. Insofern kann man durchaus davon sprechen, daß die Gegenwart – oder besser unser gegenwärtiges Wissen – unser Bild der Vergangenheit mitbestimmt (Eggert 1976, 59).¹⁸⁾ Das gilt jedoch grundsätzlich auch für andere „verstehende“ Disziplinen und schließt die Ur- und Frühgeschichtliche Archäologie deshalb nicht a priori von einem „Fremdverstehen“ aus – so schwierig sich ein solches Bemühen im einzelnen auch gestaltet.¹⁹⁾

Der Ethnologe Kai Birket-Smith (1948, 5) sah einmal in jenem ersten Steinzeitmenschen, der am Lagerfeuer das Gelächter der anderen dadurch hervorrief, daß er von den merkwürdigen Sitten der Nachbarhorde erzählte, den Vater der Ethnologie. Ernst Wilhelm Müller (1989, 237) hat mit Recht darauf hingewiesen, daß diese Auffassung insofern falsch sei, als die Aufgabe der Ethnologie – und damit auch die der Kulturwissenschaft allgemein – gerade darin bestehe, diese Auffassung von der Lächerlichkeit der Kultur des anderen zu überwinden. Diese Forderung gilt m.E. auch für den um ein Fremdverstehen bemühten Archäologen, wengleich dessen Bemühungen – wie auch die vorgeführten Beispiele gezeigt haben – permanent vom Scheitern bedroht sind und mehr als in anderen Kulturwissenschaften die Gefahr besteht, daß nicht der ‚Eingeborene‘, sondern der Archäologe die lächerliche Gestalt abgibt.

Literatur

- Angeli, W. (1997), Archäologisches Erkennen. *MAGW* 127, 21–31.
- Bayer, J. (1930), Die Venus II von Willendorf. *Eiszeit u. Urgesch.* 7, 223–228.
- Biel, J. (1982), Ein Fürstengrabbügel der späten Hallstattzeit bei Eberdingen-Hochdorf, Kr. Ludwigsburg (Baden-Württemberg). *Vorbericht. Germania* 60 (1), 61–104.
- Biel, J. (1985a), Die Ausstattung des Toten. In: Landesdenkmalamt Baden-Württemberg (Hrsg.), *Katalog: Der Keltenfürst von Hochdorf. Methoden und Ergebnisse der Landesarchäologie*. Stuttgart.
- Biel, J. (1985b), Der Keltenfürst von Hochdorf. Stuttgart.
- Biel, J. (1993) Kommentar zu M. Schmidt und S. Wolfram „Westdeutsche Museen – objektiv und belanglos“. In: S. Wolfram – U. Sommer (Hrsg.), *Macht der Vergangenheit – wer macht Vergangenheit? Beiträge zur Ur- und Frühgeschichte Mitteleuropas* 3. Wilkau-Hasslau, 44.
- Birket-Smith, K. (1948), *Geschichte der Kultur*. Zürich.
- Delporte, H. (1979), *L'image de la femme dans l'art préhistorique*. Paris.
- Droysen, J. G. (1857/1977), *Historik. Rekonstruktion der ersten vollständigen Fassung der Vorlesungen (1857), Grundriß der Historik in der ersten handschriftlichen (1857/1858) und in der letzten gedruckten Fassung (1882)*. Textausgabe v. P. Ley. Stuttgart-Bad Cannstatt.

¹⁸⁾ Allerdings würde ich nicht so weit gehen wie einige britische und amerikanische Kollegen (s. dazu Eggert – Veit 1998), die behaupten, die Gegenwart allein determiniere die Vergangenheit – eine Vergangenheit im engeren Sinne existiere also nicht. Dies würde die Entscheidung für oder gegen eine bestimmte Vergangenheit allein zu einer politischen Entscheidung machen und bedeutete damit das Ende einer jeden wissenschaftlichen Annäherung an unseren Gegenstand (Veit 1990).

¹⁹⁾ Siehe aber Angeli (1997, 30), der die Möglichkeit eines Fremdverstehens in der Archäologie unter Hinweis auf die fehlende innere Verbindung der für diese einzig gewinnbaren Zustandsbilder und den ihr inhärenten Analogieschluß zurückweist.

- Eggert, M. K. H. (1976), On the Interrelationship of Prehistoric Archaeology and Cultural Anthropology. *Præhist. Zeitschr.* 51, 56–60.
- Eggert, M. K. H. – Veit, U. (Hrsg.) (1998), *Theorie in der Archäologie: Zur englischsprachigen Diskussion*. Tübinger Archäol. Taschenbücher 1. Münster.
- Eppel, F. (1950), Die Herkunft der Venus I von Willendorf. *Archaeol. Austriaca* 5, 114–145.
- Elwert G. (1989), Ethnologische Artefakte und die theoretische Aufgabe der empirischen Sozialwissenschaften. *Saeculum* 40 (2), 149–160.
- Erdheim, M. (1982), *Die gesellschaftliche Produktion von Unbewußtheit. Eine Einführung in den ethnopsychoanalytischen Prozeß*. Frankfurt a.M.
- Faber, K.-G. (1978), *Theorie der Geschichtswissenschaft*. München.
- Felgenhauer, F. (1956/59), Willendorf in der Wachau. Monographie der Paläolith-Fundstellen I–VII. Mitt. Præhist. Komm. 8–9, Wien.
- Finley, M.-I. (1987), *Quellen und Modelle in der Alten Geschichte*. Frankfurt a.M.
- Gauer, W. (Ms): *Dreißigtausend Jahre Mutterunser, dreitausend Jahre Vaterunser. Die archäologische Vorgeschichte des Gebiets der Gebete* (Unpubl. Vortragsmanuskript 1996).
- Goertz, H.-J. (1995), *Umgang mit Geschichte. Einführung in die Geschichtstheorie*. Reinbeck.
- Graebner, F. (1911), *Methode der Ethnologie*. Heidelberg.
- Hančar, F. (1939/40), Zum Problem der Venusstatuetten im eurasiatischen Jungpaläolithikum. *Præhist. Zeitschr.* 30–31, 85–156.
- Harva, U. (1938) *Die religiösen Vorstellungen der altaischen Völker*. FF Communications 125 (finnische Erstausg. 1933). Helsinki.
- Hodder, I. (1990), *The Domestication of Europe. Structures and Contingency in Neolithic Societies*. Social Archaeology. London.
- Hoernes, M. (1925), *Urgeschichte der bildenden Kunst in Europa* (durchgesehen und ergänzt von Oswald Menghin). Wien, 3. Aufl.
- Kramer, F. (1995), *Einführung. Überlegungen zur Geschichte der Ethnologie im präfaschistischen Deutschland*. In: T. Hauschild (Hrsg.), *Lebenslust und Fremdenfurcht. Ethnologie im Dritten Reich*. Frankfurt a.M., 85–102.
- Krauß, D. (1996), Hochdorf III. Das Trink- und Speisegerät aus dem späthallstattzeitlichen Fürstengrab von Eberdingen-Hochdorf (Kr. Ludwigsburg). *Forsch. u. Ber. Vor- u. Frühgesch. Baden-Württ.* 64. Stuttgart.
- Kühn, H. (1954), *Das Erwachen der Menschheit*. Frankfurt a.M.
- Leach, E. (1978), *Kultur und Kommunikation. Zur Logik symbolischer Zusammenhänge*. Frankfurt a.M.
- Leone, M. P. (1978), *Time in American Archaeology*. In: C. C. Redman (Hrsg.), *Social Archaeology. Beyond Subsistence and Dating*. New York, 25–36.
- Leroi-Gourhan, A. (1981), *Die Religionen der Vorgeschichte: Paläolithikum*. Frankfurt a.M.
- Menghin, O. (1931), *Weltgeschichte der Steinzeit*. Wien.
- Menghin, O. (1936), Die kunstgeschichtliche Stellung der Venus von Willendorf. In: K. Ginher (Hrsg.), *Die bildende Kunst in Österreich I*, 62–68.
- Müller, E. W. (1989), Der Begriff ‚Volk‘ in der Ethnologie. *Saeculum* 40, 237–252.
- Narr, K. J. (1955), Interpretation altsteinzeitlicher Kunstwerke durch völkerkundliche Parallelen. *Anthropos* 50, 513–545.
- Narr, K. J. (1959), Bärenzeremoniell und Schamanismus in der älteren Steinzeit Europas. *Saeculum* 10, 233–272.
- Narr, K. J. (1966), Religion und Magie in der jüngeren Altsteinzeit. In: K. J. Narr (Hrsg.), *Handbuch der Urgeschichte I*. München – Bern, 298–320.
- Narr, K. J. (1990), Nach der nationalen Vorgeschichte. In: W. Prinz – P. Weingart (Hrsg.), *Die sog. Geisteswissenschaften: Innenansichten*. Frankfurt a.M., 279–305.
- Pauli, L. (1988/1989), Zu Gast bei einem keltischen Fürsten. *MAGW* 118/119, 291–303.
- Röder, B. – Hummel, J. – Kunz, B. (1996), *Göttinnendämmerung. Das Matriarchat aus archäologischer Sicht*. München.
- Schaeffler, R. (1974), Stichwort „Verstehen“. In: H. Krings – H. M. Baumgartner – Ch. Wild (Hrsg.), *Handbuch philosophischer Grundbegriffe – Studienausgabe*. München, Bd. 6, 1628–1641.
- Settis, S. (1986), Die Zeitmaschine. In: U. Raulff (Hrsg.), *Vom Umschreiben der Geschichte*. Berlin, 147–153.
- Stubbe, H. (1985), *Formen der Trauer. Eine kulturanthropologische Untersuchung*. Berlin.
- Szombathy, J. (1910), Die diluvialen Kulturschichten von Willendorf. *MAGW* 40, [4]–[8].
- Veit, U. (1988), Des Fürsten neue Schuhe: Überlegungen zum Befund von Hochdorf. *Germania* 66 (1), 162–169.
- Veit, U. (1989), Review of V. Pinsky and A. Wylie (eds.), *Critical Traditions in Contemporary Archaeology. Essays in the philosophy, history and socio-politics of archaeology*. Cambridge 1989. *Antiquity* 64 (245), 1990, 965 f.
- Veit, U. (1996), *Studien zum Problem der Siedlungsbestattung im europäischen Neolithikum*. Tübinger Stud. z. Ur- u. Frühgeschichtl. Archäol. 1. Münster.

- Veit, U. (Ms), Verstehen oder Erklären? Anmerkungen zur jüngeren Diskussion über die erkenntnistheoretischen Grundlagen der Ur- und Frühgeschichtlichen Archäologie (Manuskript).
- Veyne, P. (1990), *Geschichtsschreibung – Und was sie nicht ist*. Frankfurt a.M.
- Weinkopf, E. (1928), Die Umkehrung in Glaube und Brauch. *Oberdeutsche Zeitschr. Volksk.* 2, 43–56.
- Yengoyan, A. A. (1985), *Digging for Symbols: The Archaeology of Everyday Life*. *Proc. Prehist. Soc. London* 51, 329–334.

Anschrift des Verfassers: Dr. Ulrich Veit, Institut für Ur- und Frühgeschichte und Archäologie des Mittelalters, Abt. Jüngere Urgeschichte und Frühgeschichte, Universität Tübingen, Schloß Hohentübingen, D-72070 Tübingen.